

DISCUSSION

KONSTRUKTIVISMUS

PAUL LORENZEN

SUMMARY. *Constructivism.* This is an unpublished lecture read 5 years ago stating the program of constructive 'Wissenschaftstheorie' (i.e. philosophy of the sciences and humanities). Its publication now is an attempt to clarify the muddle documented in the issue 23/2 of this journal, which discussed radical constructivism (referring to biological evolution) and constructionism (referring to psychological genesis). The muddle is caused by the uncritical use of 'elaborated' speech (Bildungssprache) with terms such as: empirical, metaphysical, explanation, description, reality, actuality, object, entity, etc.).

Constructivism as first thought in Erlangen reconstructs its own elaborated code for use in the constructive Wissenschaftstheorie. All constructions (reconstructions) start from practice with the language reduced to unelaborated talk within practice. This is called the 'practacist' turn of Wissenschaftstheorie. This turn is limited to scientific or humanistic disciplines supporting common action in response to precritical needs, especially war and hunger. Traditional disciplines can be reformed to serve this purpose.

The lecture sketches the beginnings of such a reform for mathematics and technology (including physics as a step towards better technology) and for ethical politics – in contrast to strategies for more power – (including history as a step towards more consensus). The sketch follows the terminological proposal worked out in my 'Lehrbuch' of constructive Wissenschaftstheorie (1987).

Logical particles are introduced dialogically, modalities are defined syntactically. The compatibility of relativistic physics with constructive theories of space and time (protophysics) is shown.

For ethical politics the starting point is, that we live in states with laws enforced with respect to all citizens alike – and that we live in a post-traditional pluralism of ways of life (Lebensformen). Without the rhetoric of values and without the abstraction of human rights, it is shown how an enlightened style of argumentation can transform our states into 'republics' with a compatible plurality of ways of life.

Whether such enlightened argumentation has a chance of being accepted by intellectuals (before they have destroyed our world) – this question remains unanswered.

Key words: Konstruktivismus, konsensorientierte Argumentationskultur, praktizistische Wende der Wissenschaftstheorie, freie Wissenschaften, Notwissenschaften, ethisch-politische Wissenschaften, Technik, empraktisches Lernen, Parasprache, Orthosprache, Pluralität verträglicher Lebensformen, Ideal eines Weltbundes pluraler Republiken.

In Heft 23/2 dieser Zeitschrift beschäftigten sich mehrere Beiträge mit konstruktivistischen Theorien über die Wissenschaften (Ginev, Kesselring und explizit: Wendel, Radikaler Konstruktivismus und Konstruktionismus). Stets wird nach „Erklärungen“ gesucht des Zusammenhangs von Erkennen und Handeln, wobei unkritisch unsere Bildungssprache benutzt wird. Da-

durch wird es z.B. ein Problem, ob unser Wissen „die Wirklichkeit deskribiere“. Der Radikale Konstruktivismus und der Konstruktionismus (der erfunden wurde, um auf den Konstruktivismus, der zuerst in Erlangen gelehrt wurde, nicht einzugehen) verfangen sich dadurch in Aporien. Ein Rückgriff auf Kants „Realität von Erscheinungen“ führt leider nur zu den bekannten Kontroversen über „Dinge an sich“.

Eine Klärung des Sprachgebrauchs liefert der Konstruktivismus nur, wenn er von Praxis ausgeht und alle bildungssprachlichen Wörter der Wissenschaftstheorie selbst erst kritisch rekonstruiert.

Dazu sei hier ein Vortrag veröffentlicht, den ich Anfang 89 in Göttingen gehalten habe mit dem Titel: Die praktizistische Wende der Wissenschaftstheorie.

Der allgemeinen Stimmung nach leben wir in den letzten Jahrzehnten ersichtlich in einer Wendezeit – das heißt aber zunächst nur, daß das Wort „Wende“ ein Modewort dieser Jahrzehnte ist.

Andererseits ist unbestritten, daß die Wissenschaften in der Neuzeit in Bewegung geraten sind. Das hat zur theoriegestützten Technik unserer Zeit geführt und zugleich zu politischen Revolutionen bis zum Konflikt kapitalistischer und sozialistischer Industriestaaten.

Was traditionell „Philosophie“ heißt, ist zur Orientierung in unserer Welt hoffnungslos überfordert. Seit Kant dient eine Philosophie neben den Wissenschaften – wie Kunst und Religion – nur noch zur Erbauung des Gemüts. (Dieses „nur“ bestreitet nicht die Wichtigkeit einer Gemütskultur für alle Erziehungsprobleme von der Pädagogik bis zur Demagogik).

Die wissenschaftliche „Philosophie“ beschränkt sich auf Erkenntnistheorie – und diese wird seit etwa 100 Jahren „Wissenschaftstheorie“ genannt. Darin zeigt sich eine erste Wende: eine Wende vom erkennenden Einzelnen zur organisierten Wissenschaft, zur scientific community.

Von der psychischen Leistung Einzelner zur sprachlichen Leistung von Forschergruppen – das ist die antipsychologistische Wende, die von Frege für die Logik durchgeführt wurde. Diese führte über Russell-Whitehead (und über Husserl und Carnap) im Oxford der 50-er Jahre zum „linguistic turn“ der Wissenschaftstheorie (im Angelsächsischen meist noch gutgläubig „philosophy“ genannt). Seitdem ist der „turn“, also die „Wende“, ein Modewort.

Die Oxford-philosophy erobert als „analytische“ Wissenschaftstheorie (philosophy of science) kurzfristig die westliche Welt – bis sich herausstellt, daß die logische Analyse der traditionellen, sog. natürlichen Sprachen keinen Rat liefert für die technischen und politischen Katastrophen, die uns drohen.

Die Analyse der Umgangssprachen und der Bildungssprachen in unseren Wissenschaften affirmiert das Bestehende, allenfalls führt sie zu skeptischer Distanz – an der Ratlosigkeit der Wissenschaftstheorie gegenüber unseren praktischen Problemen ändert sie nichts.

Eine neue Wende verspricht Abhilfe: nach dem linguistic turn der „pragmatic turn“, die „pragmatische“ Wende. Die bisherige Erfolgsge-

schichte dieser Wende braucht hier nicht erzählt zu werden. Das fünfbändige *Handbuch pragmatischen Denkens*, herausgegeben von H. Stachowiak (bei F. Meiner), dokumentiert sie in den jetzt vorliegenden Bänden.

Leider ist im Bildungsdeutsch unserer Tage ein „Pragmatiker“ meist nichts anderes als ein Opportunist: er paßt sich den Verhältnissen, den herrschenden Meinungen und Wünschen an, um dadurch seine eigenen machtpolitischen Zwecke zu erreichen. Ersetzt man in dieser Definition das „Anpassen“ durch „Berücksichtigen“ und die „eigenen machtpolitischen Zwecke“ durch „ethisch-politische Zwecke“ – dann wird aus dem Opportunisten ein „verantwortungsethischer“ Politiker. Der Ausdruck stammt bekanntlich von Max Weber, ist jetzt aber abgesunkenes Kulturgut. Man könnte genau so gut von einer „pragmatischen Ethik“ statt von „Verantwortungsethik“ sprechen. Durch die Wortwahl kann man versuchen, deutlich zu machen, daß man keinen „Realpolitiker“ meint. Das ist per definitionem ein Politiker, für den es nur Machtpolitik gibt – ethische (früher: religiöse) Prinzipien werden für das eigene politische Handeln nicht anerkannt. Durch den Ausdruck „pragmatische Ethik“ kann man auch versuchen, deutlich zu machen, daß man sich von allen Dogmatikern (Ideologen) unterscheidet: daß man kein unkritischer Idealist ist. Der kritische Idealist, so sei hier nach Kant definiert, versteht Ideale als Handlungsorientierungen für schrittweise Reformen. Er weiß, daß vollkommene Zustände nicht erreichbar sind. Dieses Wissen macht ihn aber nicht zum Skeptiker – oder gar zum zynischen Realpolitiker (= Machtpolitiker).

Diese Unterscheidungen (in welcher Terminologie auch immer) sollten mittlerweile jedem, der über Politik nachdenkt, selbstverständlich sein. Aber gegen die herrschende Ratlosigkeit, die Orientierungslosigkeit in allen ethisch-politischen Prinzipien, ist dadurch noch nichts getan. Es bleibt ein ungelöstes Problem, wie Ideale als Handlungsorientierungen zu begründen sind, damit sie allgemeinverbindlich sein können – und nicht nur Wunschvorstellungen von Einzelnen oder von Teilgruppen.

Unter dem Stichwort „Pragmatismus“ findet man in der neueren Philosophie (die institutionell immer noch neben der Wissenschaftstheorie und den Fachwissenschaften vorhanden ist) vor allem die amerikanischen Entwicklungen von Peirce über James zu Dewey, aber teilweise auch die europäische Lebensphilosophie (von Nietzsche bis Heidegger) – merkwürdigerweise streng getrennt vom Marxismus.

Doch verbindliche Orientierungen für das Handeln lassen sich hier nicht gewinnen. Denn die gemeinsame Lehre der Pragmatisten (daß der Mensch ein handelndes Wesen sei) läßt zu viele Fragen offen, die sich in der Tradition der Philosophie sofort stellen. Wie ist das Handeln zu erklären? Handelt der Mensch, weil er ein denkendes Tier ist – oder denkt der Mensch, weil er handeln muß (ohne zu wissen, wie)? Handelt der Mensch, weil er sozial in Institutionen lebt – oder hat er Institutionen, weil er sozial handeln muß? Traditionell ausgedrückt: mit welchen Kategorien ist das Handeln zu erklären – oder ist Handeln eine irreduzible Kategorie, mit der z.B.

Denken und Institutionen zu erklären sind? Das sind alles Fragen, die sich im Kreise drehen – Fragen für Philosophen (solange es diese als Institution noch gibt).

Durch den linguistic turn (also die von Frege ausgehende psychologiefreie Sprachkritik, die sich von Oxford aus als analytische Wissenschaftstheorie durchsetzte) haben sich diese Fragen kompliziert. Neben die traditionellen Kategorien des Denkens und Handelns ist das Reden (institutionell gesehen: die Sprache) getreten. Also erklärt man jetzt Handeln durch Denken und dieses durch Reden? Oder das Reden durch Handeln und dieses durch Denken?

Das zirkuläre Fragen wird dadurch zwar nicht ergiebiger, aber vielfältiger. Diese Vielfalt wird bloßer Selbstzweck, wenn die Institutionen (einschließlich der Sprachgemeinschaften) als sich selbstorganisierende Systeme mit Regelkreissteuerungen dogmatisiert werden.

Was ist da mit dem pragmatic turn *nach* dem linguistic turn schiefgelaufen?

Die Analyse der Umgangssprachen und der faktisch benutzten Wissenschaftssprachen ist eine nützliche Tätigkeit. Aber sie ist nur der erste Schritt. Sie dient dazu, die nötige Distanz zu unseren Sprachgewohnheiten (mit den vielen Sprachdummheiten) zu gewinnen – um dann für die Fachwissenschaften interlingual verbindliche Sprachen (insbesondere syntaktische Kategorien und semantisch normierte Termini) konstruieren zu können. Das erfordert aber, daß in der Wissenschaftstheorie vorher Konsens darüber erarbeitet wird, *wozu* überhaupt Wissenschaften schrittweise begründet werden sollen. Die Ziele von wissenschaftlichem Reden – vor aller Differenzierung in Fachwissenschaften – müssen aus der vorwissenschaftlichen „Lebenswelt“ des Menschen bestimmt werden.

Eine solche Wende, die hinter die jeweils traditionell herrschenden Kategorien religiösen oder philosophischen Denkens zurückgreift auf den vorwissenschaftlich lebenden Menschen, wurde lange vor dem linguistic turn in der deutschen Philosophie von Kant über Feuerbach, Engels und Marx vollzogen. Sie hat leider zu dogmatischen Formen des Marxismus geführt – aber die Forderung, Theorie „aus der Praxis für die Praxis“ zu begründen, ist in dieser Tradition deutscher Philosophie lebendig geblieben.

Die These der konstruktiven Wissenschaftstheorie (im Unterschied zur analytischen Wissenschaftstheorie) ist die folgende: Die Forderung nach einer Begründung fachwissenschaftlicher Theorien als Stützen der – für das Leben, ja für das Überleben, nötigen – vorwissenschaftlichen Praxis läßt sich erst erfüllen, wenn die sprachkritischen Mittel (die uns nach dem linguistic turn zur Verfügung stehen) dafür konsequent eingesetzt werden.

Nach dem linguistic turn braucht nicht mehr „philosophiert“ zu werden. Der pragmatic turn führt zu einem schrittweise nachvollziehbaren Aufbau von Fachwissenschaften, wenn er *nicht* als ein bloßer Wechsel philosophischer „Kategorien“ betrieben wird, sondern wenn damit Ernst gemacht wird, daß die Wissenschaft die für unser Leben nötige Praxis stützen und verbessern soll. Zur Verdeutlichung sei daher von einer *praktizistischen*

Wende gesprochen. Diese erfüllt die Forderung der postkantischen deutschen Philosophie und des amerikanischen Pragmatismus nach „Praxisbezug“ mit den Mitteln moderner Sprachkritik.

Die praktizistische Wende kommt durch ein Vorverständnis von „Wissenschaft“ zustande, das sich vom klassischen Vorverständnis unterscheidet (während die analytische Wissenschaftstheorie dieses klassische Vorverständnis übernommen hat – und auch nach dem pragmatic turn beibehält).

Das klassische Vorverständnis ist das folgende. Wenn in einem Lande der Frieden einigermaßen gesichert ist und zumindest gewisse Schichten ohne Armut leben können, dann können dort auch Kunst, Religion und die freien Wissenschaften erblühen. Die freien, von Not entlasteten Wissenschaften gehören – bei uns – seit den Griechen zum kultivierten Lebensstil. Friede ohne Armut ist die Vorbedingung wissenschaftlicher Kultur.

In diesem klassischen Verständnis freier Wissenschaften ist es schlicht barbarisch, das Bedingungsverhältnis umzukehren, d.h. den Wissenschaften die Aufgabe zu stellen, Frieden ohne Armut allererst zu sichern. Wissenschaften für diese praktische Aufgabe sind keine freien Wissenschaften, sondern Notwissenschaften – durch die Not von Krieg und Armut erzwungen.

Die konstruktive Wissenschaftstheorie ist eine Theorie der Notwissenschaften, derjenigen Wissenschaften, die zur Sicherung des Friedens ohne Armut nötig sind. Das ist nur ein Teil der faktisch betriebenen Wissenschaften. Als Verteilungsmaxime für Forschungsmittel ergibt sich m.E. aus unserer kulturellen Tradition: für Notwissenschaften soviel wie nötig, alles Übrige für freie Wissenschaften.

Um im Folgenden die konstruktive Wissenschaftstheorie zu skizzieren, folge ich dem Aufbau meines kürzlich erschienen *Lehrbuchs der konstruktiven Wissenschaftstheorie* (Bibl. Inst. Mannheim 1987). Das Lehrbuch stellt dar, wie aus der praktischen Aufgabe eines Friedens ohne Armut die ersten Begriffe mathematisch-technischer und historisch-politischer Wissenschaften schrittweise gelehrt werden können. Das Buch ist –anders ausgedrückt – eine Prinzipienlehre von Wissenschaften, die an technischer und politischer Praxis orientiert sind: Politik für den Frieden und Technik gegen die Armut.

Das Buch hat 300 Seiten und es werden gut 1000 Termini (und damit Begriffe) definiert. Der erste Teil behandelt die wissenschaftliche Sprache im allgemeinen, d.h. eine rationale Grammatik und formale Logik einschließlich der Logik der Modalitäten.

Die ersten Teile jeder Sprache müssen empraktisch gelehrt werden, z.B. Ein-Wort-Imperative in Handlungszusammenhängen wie einer steinzeitlichen Jagd – oder eines Ballspiels von Kindern. Ein Lehrbuch kann diese Praxis nicht ersetzen, es kann nur an schon gelerntes Handeln erinnern: durch eine Beschreibung des Handelns. Im Lehrbuch wird zur Beschreibung einfaches Deutsch verwendet. Terminologisch heißt das verwendete Deutsch eine „Parasprache“. Eine Parasprache dient nur zur Beschreibung des empraktischen Lernens der Anfänge der Sprache der Notwissenschaften.

Diese zu lehrende Wissenschaftssprache heißt terminologisch „Orthosprache“. Auch die orthosprachlichen Wörter sind im Lehrbuch deutsche Wörter. Die Orthosprache ist ein – für Erweiterungen offenes – Zeichensystem. Die Zeichen könnten statt Wörtern auch interlinguale Ideogramme in der Art der literaturchinesischen Charaktere sein. Die Parasprache muß dagegen eine traditionelle Sprache sein – aber das Lehrbuch wäre vom Deutschen in jede andere Volkssprache übersetzbar, z.B. in Hopi oder Suaheli, und in Esperanto.

Daß es eine vorwissenschaftliche Technik für Wohnung und Kleidung, für Ackerbau und Viehzucht seit dem Neolithikum gibt, ist unbestritten – und auch, daß die gegenwärtige Armut in der Welt eine verwissenschaftliche Technik nötig macht.

Die freien Wissenschaften der Physik, Chemie und Biologie können daher darauf befragt werden, welche Teile von ihnen als Notwissenschaften lehrbar sind. Wie gesagt, das wird für viele barbarisch klingen – es ist aber trotzdem eine intellektuelle Herausforderung, unsere wissenschaftliche Tradition einmal gegen den Strich durchzudenken.

Am Beispiel der Arithmetik kann man sich klarmachen, daß mathematische Theorien nicht als axiomatische Theorien betrieben werden müssen, sondern daß Arithmetik als Notwissenschaft mit der Konstruktion von Zählzeichen beginnt. Striche zum Zählen sind schon altsteinzeitlich. Von dieser Konstruktion der Zählzeichen stammt das Wort „konstruktiv“ für den schrittweisen Aufbau einer Orthosprache der Notwissenschaften.

Die freie Mathematik (von Hilbert das Paradies genannt, das gegen die Konstruktivisten zu verteidigen ist) benutzt außer der konstruktiven Unendlichkeit der Grundzahlen auch die Unendlichkeit der Mengen von Zahlen.

Durch Hintereinanderschreiben von Zählzeichen sind endliche Mengen unmittelbar zu konstruieren – aber unendlich viele Zeichen kann man nicht hinschreiben. Man kann nur Formeln $F(n)$ mit einer Zahlvariablen n hinschreiben – und damit die Menge der Zahlen n für die $F(n)$ gilt, definieren. Unendliche Mengen von Zahlen erfordern also die Konstruktion einer Formelsprache. Diese Forderung wird von der herrschenden freien Mathematik ignoriert. Aber ihre technisch brauchbaren Rechenverfahren sind auch konstruktiv zu begründen.

Dies zu zeigen, erfordert mehrere Lehrbücher, denn schon die Logik, die für die Konstruktion von Formelsprachen gebraucht wird, macht dabei Schwierigkeiten. Daß es für jede Formel $F(n)$ entweder mindestens ein n mit $F(n)$ oder kein n mit $F(n)$ gibt, hört sich im Deutschen wie eine Selbstverständlichkeit an. Tertium non datur, sagten die Scholastiker dazu. Schreibt man dies aber in einer interlingualen Formelsprache hin [$\forall_n F(n)$ v $\neg \forall_n F(n)$], dann muß man vorher die logischen Partikeln — (nicht), v (oder), \forall_n (für ein n) empraktisch, d.h. durch ihre Verwendung definieren – und danach muß man einen Widerspruchsfreiheitsbeweis führen.

Das Lehrbuch behandelt diese Problematik im ersten logischen Teil ausführlich. Mit der Logik der Modalitäten (im Deutschen z.B. ausgedrückt

durch die Hilfsverben „müssen“ und „können“, aber auch „sollen“ und „dürfen“) benötigt der erste Teil daher knapp die Hälfte des Buches. Der zweite wissenschaftstheoretische Teil behandelt in vier Abschnitten Mathematik, Technik, Politik und Geschichte als Notwissenschaften.

Dabei behandelt der mathematische Abschnitt nur die konstruktiven Prinzipien der elementaren Arithmetik und der höheren Arithmetik, der sogenannten Analysis.

Die Geometrie wird im technischen Abschnitt unter dem Titel „Proto-physik“ als erster Schritt in eine technisch orientierte Physik dargestellt. In der Technik greift der Mensch in das Naturgeschehen ein. Er versucht, die Dinge nach seinen Zwecken zu ändern. Der klassische Fall theoriegestützter Technik ist die Bewegungsänderung von Körpern. Dazu ist als erstes nötig, die Bewegungen räumlich und zeitlich zu messen: Geometrie und Chronometrie lassen sich als erste technische Notwissenschaften konstruieren.

Nach meinem Buch zur Elementargeometrie (1984) ergibt sich so die euklidische Geometrie als eine konstruktive Theorie, in der die Längenmessung durch Würfelgitter definiert ist.

Diese technische Auszeichnung der euklidischen Geometrie ist mit der Relativitätstheorie kompatibel, wenn man – gegen die orthodoxe Interpretation Einsteins – die spezielle Relativitätstheorie als eine Revision der Mechanik, nämlich des klassischen Impulssatzes für hohe Geschwindigkeiten, interpretiert. Die allgemeine Relativitätstheorie ist schon 1972 von dem späteren Nobelpreisträger Steven Weinberg heterodox interpretiert worden.

Physik als Notwissenschaft ist eine Grundlagenwissenschaft der Technik. Diese liefert Mittel für Zwecke. Die Wahl der Zwecke ist kein technisches, sondern letztlich ein politisches Problem.

Die größere Hälfte des wissenschaftstheoretischen Teils enthält die m.E. wichtigeren Abschnitte über politisches und historisches Wissen.

Ausgangspunkt ist die Vielfalt menschlicher Zwecke. Solange die Zwecke verträglich miteinander sind, ist die Vielfalt problemlos. „Verträglich“ ist eine praktische Modalität. Die theoretische Kompossibilität genügt nicht – weil das, was bloß möglich ist, oft nicht für uns erreichbar ist. Selbst unverträgliche Zwecke machen allein noch keine Wissenschaft nötig – im Bereich der privaten Wirtschaft z.B. belebt Konkurrenz das Geschäft.

Nicht-technische Theorien zur Entscheidung über Zwecke werden erst nötig, weil unsere Hochkultur in politischen, d.h. durch Gesetze geordneten, Verbänden entstanden ist. Die frühen Hochkulturen lebten in traditionellen Machtverbänden – bei uns in Resten bis 1918 erhalten.

Historisch entstand zuerst bei den Griechen das Problem einer normativen Ordnung mit zwangsbewehrten Gesetzen – ohne traditionale Legitimität durch personale Treueverhältnisse oder eine gemeinsame Religion.

Dann ist politisches Wissen nötig, um ein friedliches Zusammenleben unter Zwangsgesetzen zu stabilisieren.

Die höhere Effizienz theoriegestützter Technik ist seit der Neuzeit eine jedermann zugängliche Erfahrung. Daß theoriegestützte Politik den Frieden stabiler macht, hat dagegen keine solche Erfahrungsbasis.

Das Lehrbuch macht den Versuch zu zeigen, daß sich die politischen Wissenschaften schon in den Prinzipien ändern müssen, wenn sie sich den stabileren Frieden als ihre Aufgabe stellen.

Politische Wissenschaften, die sich als Sozialwissenschaften des Machterwerbs und der Machterhaltung definieren, sind keine Notwissenschaften gegen den Krieg. Seit Platon und Aristoteles haben wir – wenn auch stets durch Machtpolitik überlagert – eine Tradition ethisch-politischen Denkens, das dem Frieden dient. In der Aufklärung setzt sich diese Tradition durch Rousseau und Kant gegen die englische Skepsis fort – diese hatte nur Toleranz als ihre Notlösung.

Daß die ethisch-politische Aufklärung gescheitert sei, darüber scheinen sich zwar gegenwärtig alle einig zu sein – der konstruktive Ansatz zeigt aber einen Weg, die Prinzipienfragen ethisch-politischer Wissenschaften noch einmal schrittweise durchzudenken. Dazu ist über Mittel und Zwecke zu reden – und zwar ohne eine Sprache für seelische und geistige Vorgänge vorauszusetzen. Die Unterscheidung von Unter- und Oberzwecken findet sich schon bei Aristoteles. Ausgangspunkt sind die einfachen Handlungen des Lebensvollzuges, wie Essen und Trinken. Man macht sich diese Lebensvollzüge zum Zweck, indem man Mittel für sie sucht. Danach werden die Nahrungsmittel zum Zweck. Die Lebensvollzüge bleiben als oberste Zwecke – aber nach unten bilden sich immer längere Mittel-Zweck-Reihen heraus. Alle Lebensvollzüge sind schließlich hochvermittelt. In den Hochkulturen hat sich das Leben zugleich in eine Vielfalt von Lebensformen differenziert. Die Lebensformen sind historisch entstandene Ganzheiten von Lebensvollzügen. Im aufgeklärten Denken bestimmen nur die Lebensformen die obersten Zwecke. Im Staat stehen der Vielfalt der Lebensformen die Zwangsgesetze gegenüber – diese sind für alle Bürger gleich. In Demokratien werden Gesetze in Parlamenten gemacht. In diesen stehen sich daher die Vertreter von Lebensformen gegenüber – alle kämpfen dafür, Gesetze gemäß ihrer Lebensform durchzusetzen. Das kann – auch bei toleranter Haltung der Parlamentarier – nur zu labilen Kampfpausen durch Mehrheitsbeschlüsse führen.

Ein stabiler innenpolitischer Frieden erfordert eine Gesetzgebung, die am freien Konsens aller Bürger orientiert ist. Das ist die praktische Aufgabe, die ethisch-politische Wissenschaften nötig macht. Das konsensorientierte Argumentieren über Gesetze hat das Ideal, den Pluralismus unverträglicher Lebensformen in eine Pluralität verträglicher Lebensformen zu transformieren.

Kant nannte das „Republikanismus“ – alle Bürger einer Republik sollen den Gesetzen frei zustimmen können. Das ist ein Problem der Argumentationskultur, zumindest die Parlamentarier müßten konsensorientiert argumentieren können.

Das Lehrbuch begründet aus dieser praktischen Aufgabe die ersten Begriffe einer politischen Anthropologie, altmodisch ausgedrückt: einer Tugendlehre für Politiker. Dazu gehört ein psychologischer Anhang, in dem Termini des Vorstellens, Denkens und Begehrens definiert werden. Das ist sprachkritisch wohl das schwierigste Lehrstück, weil auf Deutsch ja nur als Parasprache zurückgegriffen werden darf.

Sachlich schwieriger ist dagegen der Unterabschnitt einer politischen Soziologie, in der die fundamentalen Organisationsformen definiert werden: Familie, Vereine, Privatwirtschaft und Staat. Ob sich schrittweise begründete Definitionen im gegenwärtigen ideologischen Streit durchsetzen lassen, darüber wage ich keine Voraussage.

Der letzte Abschnitt des wissenschaftstheoretischen Teils behandelt die Naturgeschichte und die Kulturgeschichte, soweit sie für technische oder politische Zwecke nötig sind.

Z.B. ist Erdgeschichte nötig für erfolgreiche Ölbohrungen. Politisch ist sehr viel empirische Sozialwissenschaft nötig, um unsere pluralistischen Demokratien in Republiken mit einer Pluralität verträglicher Lebensformen umzuformen. Was die Menschen gegenwärtig tun und denken – um das zu wissen, muß man immer wieder tief in die Geschichte gehen.

Das Ideal eines Weltbundes pluraler Republiken erfordert Fachwissenschaften, die wissenschaftstheoretisch über sich aufgeklärt sind.